Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 55 (1960)
Heft: 3-de

Artikel: Sieben Mädchen ... vier alte Bauernhäuser ; Im Standquartier
Autor: Ruhi, C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-173771

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sieben Mädchen . . . vier alte Bauernhäuser

Am Abend des 19. Juli 1958 feierten die Bewohner der vier Häuser von Wiler in der simmentalischen Gemeinde Därstetten ein Festchen, das in der jahrhundertealten Geschichte dieses Weilers einzigartig sein dürfte.

Ein strenger Heuerntetag lag hinter den Leuten, als sie sich gemächlich, wohl recht müde aber erwartungsfroh, auf der Laube des Hauses Eschler einfanden. Jenseits des Sträßchens, auf der Laube der Familie Siegenthaler, harrte ihrer nicht weniger gespannt eine Mädchenschar, die Gruppe von sieben Schülerinnen des Lehrerinnenseminars Marzili in Bern. Sie waren versehen mit Geigen und Blockflöten, und Notenblätter lagen auf Musikständern. Dann, als es sachte zu dunkeln begann und man einige Worte über den Sinn der Zusammenkunft vernommen hatte, erklang während anderthalb Stunden Lied um Lied und Musikstück um Musikstück. Es war bestes Kunstgut, das da geboten wurde. Als das Konzert dem Ende zuging, als nur eine ferne Straßenlampe den Raum zwischen den Häusern schwach erleuchtete, da bemerkte man bald eine Frau mit einer Pappschachtel, bald einen Mann mit Flaschen unter den Armen eilig der Küche Siegenthaler zustreben.

Hier vereinigten sich kurz darauf die Erwachsenen aus den Häusern Gerber, Eschler, Reinhart und Siegenthaler mit den sieben Töchtern und ihrem Leiter, dem Schreiber dieser Zeilen, zu einem fröhlichen Schmaus. Spaßworte flogen her und hin, Lieder ohne Zahl wurden gesungen und manches Wort des Dankes und Lobes war zu vernehmen. Erst lange nach Mitternacht begab man sich auf den Heimweg und zur Ruhe.

Welche Ursache führte solch bunte Gesellschaft zu diesem munteren Festchen?

Es waren die vier Häuser der erwähnten Familien. Ich kannte sie schon seit über zehn Jahren als bedeutende Bauwerke des 17. Jahrhunderts, deren verblichene Malereien instand gestellt werden sollten. Auf gewöhnlichem Wege – Fachmann, Beiträge vom Berner Heimatschutz usw. – war dies aus verschiedenen Gründen nicht zu erreichen. Mein zeitweiliger Plan, mit einigen Lehrern des Tales an die Arbeit zu gehen, ließ sich leider auch nicht in die Tat umsetzen. Da verfiel unsere ältere Tochter, Schülerin besagten Seminars und bei andern Hausrenovationen meine begeisterte Gehilfin, auf den Gedanken, es könnten uns in den Sommerferien einige ihrer Kameradinnen bei dieser Arbeit zur Seite stehen. Erst nach längerem Zaudern befreundete ich mich mit dieser Idee. Als wir uns schließlich an die Organisation machten, bedrängten mich immer noch eine Anzahl kritischer Fragen: Sind diese Stadttöchter mit ihren ganz anderen ‚Idealen', fähig, sich mit der Bauernornamentik zu befreunden? Haben sie die nötige Ausdauer, tagelang auf dem wackeligen Gerüst stehend, sorgfältig Würfelfriese auszupinseln? Wie stellen sich die dem Schlankheitsideal verschriebenen Mädchen zur robusten Bauernkost?

Mit den Besitzern der Häuser wurde vereinbart, daß sie das Aufstellen der Gerüste übernehmen, für das Farbmaterial aufkommen und uns am Mittagstisch freihalten sollten. «Was sollen wir diesen Fräuleins auch kochen?», jammerten die Frauen. «Speck, Hamme, Sauerkraut, Bohnen», gab ich hämisch zur Antwort.

Eine freudige Überraschung ward mir zuteil, als ich mit Herrn Direktor Savoy von den Bernischen Kraftwerken zusammenkam, um ihn über die Kosten einer Verkabelung der elektrischen Zuleitungen in die vier Häuser zu befragen. In jeder Front und an den denkbar unpassendsten Stellen steckten nämlich vier bis sechs Isolatoren und die entsprechenden Drähte zerschnitten das Bild der Bauwerke auf ‚reizende' Weise. «Wenn die Bauern die Grabarbeiten übernehmen», sprach er, «so erstellen wir die Kabelleitungen gratis.» Lob und Dank sei ihm und den BKW an dieser Stelle dargebracht.

Während zwei Wochen waren die sieben Seminaristinnen ganz in ihre schöne Arbeit versunken.

Eine halbe Stunde oberhalb Wiler befindet sich am Sonnseitenhang der reizende Weiler Nidfluh, wo ich mit meiner Familie ein Ferienhaus mit einem lauschigen Haselstaudenhain besitze. Hier errichtete ich aus Dachlatten und Militärplachen ein Zelt. Für das Morgen- und Abendessen, welches in unserem Hause bereitet wurde, kam der Berner Heimatschutz auf.

Die ‚Werbung' im Seminar ging leicht vonstatten. Auf den ersten Anhieb erklärten sich sechs Töchter bereit, vierzehn Tage ihrer Ferien für das gute Werk zu opfern, und als sie sich kurz vor Schulschluß auf meinem Büro einfanden, um über das ganze Vorhaben näher unterrichtet zu werden, und ich ihnen unerwartet

mitteilen konnte, daß die Kantonale Landwirtschaftsdirektion jeder aus einem Sonderkässeli ein Taggeld von zehn Franken entrichten werde, war ihre Freude natürlich eine doppelte.

Im letzten Augenblick ward ich der Unfallgefahr inne, die jedermann auf einem Malergerüst zu gewärtigen hat. Herr Seminardirektor Dr. Kundert erklärte sich sofort bereit, seine Lehranstalt in den Dienst der Sache zu stellen und unsere Rettungsaktion als Seminararbeit zu erklären. Dadurch konnte gegen ein geringes Aufgeld die Unfallversicherung der Schule eingespannt werden.

Eine Hoffnung wurde uns nicht erfüllt. Infolge vielen Regenwetters war am Tag unseres Arbeitsbeginns die Heuernte nicht beendet, sondern in vollem Gange. Das hatte eine doppelte Belastung für die arbeitsbedrängten Bäuerinnen zur Folge, und bange fragte ich mich, wie sich dieser Umstand wohl auf die Stimmung der vier Familien auswirke. Doch, es herrschte vom ersten bis zum letzten Tag eitel Freude, Friede und Eintracht.

So waren alle meine Bedenken und Befürchtungen nach wenigen Tagen in ein Nichts zerflossen; Bohnen, Speck und Kartoffeln mundeten vortrefflich, es tat sich ein Arbeitseifer und eine Ausdauer kund, die meine eigenen Kräfte übertrafen, die Entdeckungen verblichener Ornamente erweckten freudiges Erregen, Gesang und Musik füllten die Feierabendstunden in Nidfluh oben nd jeden Morgen ging man mit neuer Freude ans Werk. *Chr. Rubi*

Es folgen nun Berichte der Töchter:

Im Standquartier

In seinen ‚Haselstuden' hatte uns Herr Rubi aus Latten und Militärplachen ein geräumiges Zelthaus erstellt. Auf den dicken Ladenboden schütteten wir zwei Ballen Stroh, darüber breiteten wir Zelttuch, legten Luftmatratzen und Schlafsack darauf – und schliefen Nacht für Nacht wie Murmeltiere. Gestört wurden wir nur durch sehr romantische, oder ländlich idyllische Geräusche, was später näher beleuchtet wird, wie z. B. Schnaufen einer Kuh, Singen junger Burschen.

Bei der vornehmsten Beleuchtung, die es gibt, bei Kerzenlicht, schlüpften wir fünf jeweilen in unsere Schlummertüten, bliesen mit vereinten Kräften die Kerze in der Laterne aus – silbriges Mondlicht spielte auf dem Hüslidach – und wohlige Ruhe herrschte in den ‚Studen' über den schlafenden Malerinnen.

Am Morgen

«Guete Taag», jeden Morgen weckte uns Herr Rubi mit diesem Gruß.

Eine Weile später tönte es jeweilen aus irgend einem Schlafsack: «Ou, es isch wider schöns Wätter!» Durch ein kleines Loch an der hinteren Wand drangen ein paar Sonnenstrahlen in unser Zelt, und vorn hinaus erblickten wir den strahlend blauen Himmel. Nur an einem einzigen Morgen fielen schwere Regentropfen auf unser Dach.

Nachdem wir uns jeweilen ins Schicksal, aufstehen zu müssen, ergeben hatten, waren die Schlafsäcke bald einmal leer. Sie wurden an den Zaun oder die Baumäste gehängt, die Wolldecken dazu, und wir gingen hinunter zum Brunnen und wuschen uns. Vor dem Morgenessen tönte unser Lied manchmal ziemlich falsch, ‚chischterig' und verschlafen, aber bis wir aufbrachen, waren wir immer richtig erwacht: pfeifend, plaudernd und uns auf die Arbeit freuend, wanderten wir in den Wiler hinunter.

Ein Ständchen

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag träumte ich, wir sängen zweistimmig. Immer lauter hörte ich uns singen, und immer fremder kam mir das Lied vor. Auf einmal erwachte ich und merkte, daß nicht wir sangen, sondern jemand hinter dem Zelt. Nach einer Weile wurde mir klar: Zwei Burschen brachten uns ein Ständchen.

Die vier Simmentaler Bauernhäuser aus dem 17. Jahrhundert in Wiler bei Därstetten, deren prächtige, doch verwitterte Schauseiten durch Christian Rubi und seine Gehilfinnen ihre alte Schönheit wieder gefunden haben.

Wir waren sehr erfreut und überlegten, ob wir mit einem Lied danken sollten. – Da kam es plötzlich ganz anders: die zwei ‚Typen' fingen an, am Zelt herum zu tasten und den Eingang zu suchen. Wir rückten ein wenig näher zusammen und lauschten gespannt. Wie die zwei nicht aufhörten, die Zeltplachen zu ‚befingerlen', rief eine mit energischer, tiefer Stimme: «Ds Lied isch schön gsi, mir danken ech derfür. Aber jitzt göt hei!» Als Antwort ertönte draußen, schön zweistimmig: «S'isch Samschtig Abe, s'mues öppis ga!» Wir rückten noch näher gegen die Zeltmitte zusammen. Draußen brummte einer: «Dasch en ärnschti Sach!» Moni zündete seine Taschenlampe an. Auf einmal langte ein behaarter, muskelstarker Arm unheimlich ins Zelt herein. Wenn das Dazugehörige auch nachkommen sollte? Wir riefen Lotti im Studenhüsli, aber sie und Stinus hörten nichts. Nun rannten Stine und Anne kurzentschlossen nach dem Studenhüsli, und die zwei Burschen rannten ebenso kurzentschlossen nach der anderen Seite davon.

Im Studehüsli riefen sie inzwischen einmütig: «Vati!» Der hörte aber nichts, es war ja auch gar nicht mehr nötig, denn die ‚Tapen' waren endgültig verschwunden.

Von da an legten wir uns nur noch mit Stöcken, Dachlatten und Geigenständern bewaffnet schlafen.

Auf dem Gerüst – Mittagsrast

Mit Schwung geht's die Leiter hinauf, dann, Kopf gebückt, unter einer Konsole durch und festen Fußes auf die Bretter. Tapfer lächeln wir: «Es ist unerhört hier oben!»

Mit steifen Beinen, Augen und Füße fest auf die Brettermitte geheftet, bewegen wir uns dann vorwärts. – Das Absitzen kostet am meisten Mühe: sorgfältiges Niedergehen in Kauerstellung, Stützen mit der linken Hand, rechtes Bein über den Lattenrand hinausheben, rechts absitzen, rechte Hand aufstützen, linke loslassen, linkes Bein über die Kante schieben – schließlich vor Erleichterung über das geglückte Unternehmen tief aufatmen.

Schon bald aber wandern wir auf den Brettern wie auf festem Erdboden; wir legen uns sogar auf Bauch und Rücken, um besonders schwierige Stellen zu bemalen. Mit heimlicher Schaden-

Haus Gerber, 1630

Haus Eschler/Gerber, 1631

Haus Reinhart, um 1640

Haus Siegenthaler, 1655

freude in den Augenwinkeln, einem belustigten Lächeln beobachten wir die tapfern Besucher, die es nicht einfach feige vorziehen, unten zu bleiben, sondern sich bis zu uns hinaufwagen. Zagende Schritte und ein scheinbar gleichgültiges Gesicht! –

Des Mittags pflegten wir öfters zu singen. Einmal in nächster Nähe eines duftenden Misthaufens und einmal auf einem Stapel Bretter, nicht fern von einem Bächlein. Beim Misthaufen ging das Singen recht gut vonstatten, da wir von Fliegenbässen prächtig unterstützt wurden und uns der Duft belebte.

Herrlich war es, auf den Brettern zu sitzen, die Beine baumeln zu lassen und am Draht eines Zaunes anzulehnen. Herrlich war es auch zu erleben, wie plötzlich die Bretter wankten und der Chor mit Tosen in das Wasser stürzte!

Die Nacht bringt es an den Tag

«Da müssen wir ableuchten», verkündete uns Herr Rubi. Ableuchten – was war das? Warum ableuchten? Es gab ja nichts Besonderes zu sehen an der leeren, verwitterten Hauswand. Mit Mühe entdeckten wir einige Striche und Striemen, die wir der Maserierung und dem Alter des Holzes zuschrieben.

Beim Einnachten wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen: in ganz Wiler suchten wir nach einer möglichst langen Kabelschnur und einer geeigneten Lampe. Die Bewohner waren ebenso gespannt wie wir.

In der Dunkelheit krochen alle auf die Gerüste. Die Lampe wurde nahe an die Wand gehalten. Plötzlich zeigte sich eine Lilie, ein Rad! Herr Rubi zeichnete ruhig mit Kreide die Umrisse dieses wunderbaren Schattengebildes nach, während wir erregt durcheinander fuchtelten und riefen. Bald glaubten wir die ganze Front mit Rosetten, Bären, Lilien bespickt . . . Doch es prüfte der Meister unsere Entdeckungen, lehnte sie entschieden als Hirngespinste ab, und wir mußten bald einsehen, daß unsere Phantasie nur aus verwitterten Holzgebilden Ornamente hervorzauberte.

Am Haus von 1630 suchten wir eine Zeile Schrift zu entziffern. Bald sahen die einen ein A, die andern ein K und jedes versuchte, die andern und besonders Herrn Rubi zu überzeugen, daß sein Buchstabe gültig sei.

Besonders das Geschlecht des Bauherrn ‚STADLEN' oder ‚STALDEN' oder ‚TADLEN' gab Anlaß zu heftigem Diskutieren. Auch das Durchsuchen der alten Dokumente in der ‚Bürtdrucke' von Wiler gab uns keine Anhaltspunkte.

Am dritten Haus schauten wir bereits mit etwas fachmännischerem Auge und ruhigerem Gemüte, prüften besser, bevor wir unsere Entdeckungen kund taten.

Warum sah man die verblaßten Ornamente beim Lampenschein besonders gut?

Farbe und Holz waren gleichmäßig Sonne und Regen ausgesetzt. Die aufgetragene Farbe schützte das darunterliegende Holz. So entstand zwischen bemalter und leerer Fläche ein kleiner, bei Tag unsichtbarer Absatz, der beim schräg einfallenden Licht der Lampe einen deutlichen Schatten warf und das frühere Ornament ergab.

Die Leute von Wiler

Am Morgen liegt das Wilerdörflein wie ausgestorben da. Nur ein paar Hühner gackern in ihren Ställen, Enten schnattern ums Haus, hie und da ruft ein Kinderstimmchen – ringsum sonst Sommerstille, Grillenzirpen, Brunnengeplätscher. Früh schon sind sie ausgezogen, Bauer und Bäuerin, Knecht und Kinder und bearbeiten nun emsig mit Gabel und Rechen das trocknende Gras. Nur die Großmutter, der Großatt und die kleinen Enkelkinder sind zu Hause geblieben. Die Großmütter verrichten das Nötigste im Haushalt, die Großväter bessern hier etwas aus und sehen dort eine Flickarbeit zu machen. Die Kleinen trippeln um sie herum und lassen sich gerne als Handlanger und Springbürschchen in Werkstatt und Küche gebrauchen.

Eben packt Großmutter Reinhard ihrem Peti Käse und Brot in die Hutte. Das dreijährige Margritli hängt ihr am Rockzipfel, das eine Händchen versteckt sich im Mund, das andere drückt innig ein altes Bäbi an das kleine Mutterherz. Nachdem der Knabe mit seinem Znünikram verschwunden ist, setzt sich das alte runzelige Grosi in die Ofenecke, mit einem Sprung sitzt die Kleine auf ihrem Schoß und läßt sich das lockige Blondhaar aus der Stirne streichen. Welches Gesicht leuchtete wohl mehr, das glatte, rosige des Kindes oder das grauverwitterte, über und über von winzigen Fältchen bedeckte der Alten? – Auch im Eschler-Haus ruhen zwei Leute von ihrer Arbeit aus. Eschler Fritz sitzt im Holzschopf auf dem Scheitblock und höpperlet Kloßners Jüngsten auf seinen knochigen Knien. Übermütig reißt ihm der kleine Knirps den unförmigen, vergilbten Filzhut vom Kopf und stülpt ihn über die eigenen Ohren, steckt eine hölzerne Zigarre